



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Das Ende des Schulstreiks. Das preußische Kultusministerium. Stimmungsmache gegen den Fürsten Bülow. Die auswärtige Lage.)

Seit der Reichstag in die Osterferien gegangen ist, ruht für eine Weile das Getriebe der innern Politik. Das heißt, was man so „ruhen“ nennt! Die Erörterungen in den Zeitungen gehen natürlich weiter, und je weniger in Wahrheit geschieht, desto mehr Betrachtungen werden darüber angestellt, was möglicherweise geschehen könnte. Dazu fehlt es nicht an Stoff, weil heute die ganze politische Berichterstattung von der Jagd nach dem Sensationellen beherrscht wird, und mancherlei sich ereignet hat, was in dieser Richtung ausgebeutet werden kann. Mit Vorliebe beschäftigt man sich darum mit den vorhandenen und nicht vorhandenen Krisen, die durch gewisse Vorgänge der letzten Zeit angezeigt zu werden scheinen. Freilich deutet alles darauf hin, daß die Neugierigen ihre Ungebuld noch zügeln müssen. Wenn man z. B. darauf gerechnet hat, daß der preußische Kultusminister nach dem heftigen Zusammenstoß im Abgeordnetenhaus sogleich das Feld räumen werde, so werden die eifrigen Ministerstürzer wahrscheinlich zunächst enttäuscht werden. Herr von Studt hat, wie wir schon erwähnt haben, in der letzten Zeit kein Geheimnis daraus gemacht, daß er seinen Rücktritt vorbereitet. Es sind bestimmte sachliche Gründe, die ihn bestimmen, diesen Schritt nicht zu überlegen, und es würde allen preußischen Traditionen widersprechen, wenn bei solcher Sachlage die Entscheidung beschleunigt würde, um einer parlamentarischen Gegnerschaft zu Willen zu sein.

Welches die Gründe sind, die Herrn von Studt einstweilen noch im Amte festhalten, darüber ist von Leuten, die es wohl wissen können, manche Andeutung gemacht worden, die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ob darunter auch die Behauptung zu rechnen ist, der Kultusminister wolle erst die Beendigung des polnischen Schulstreiks abwarten, wollen wir dahingestellt sein lassen. Zu wünschen wäre freilich, daß das bisherige System der Bekämpfung des Schulstreiks fortgesetzt, und daß es vermieden würde, durch einen Wechsel an der entscheidenden Stelle in den Polen etwa Hoffnungen auf eine Änderung der bisherigen Praxis zu erwecken. Herr von Studt hat im Laufe seiner Verwaltungstätigkeit die Polen genau kennen gelernt; er ist in den Ostmarken Landrat gewesen. Was man auch sonst an den Grundsätzen, nach denen er sein jetziges Amt verwaltet, aussetzen mag, das Zeugnis kann ihm auch sein Feind nicht versagen, daß er in der Polenpolitik einen offenen Blick und eine feste Hand gezeigt hat. Gerade der Schülerstreik hat wieder bewiesen, wie leicht unsre Landsleute zu täuschen sind, wie die durchsichtigsten Manöver und verhältnismäßig geringfügige Schwierigkeiten genügen, um die Neigung hervorzurufen, die nationale Tatkraft durch Flaumereien zu lähmen. Obwohl heutzutage jedermann wissen könnte, wie und zu welchem Zwecke der Schulstreik in Szene gesetzt worden ist, wird doch immer noch das Märchen geglaubt, es handle sich um einen spontanen Widerstand der polnischen Bevölkerung gegen plötzlich und unvermittelt ihnen aufgedrängte, unzweckmäßige und ungerechte Maßregeln, die geeignet seien, Deutschland in den Augen der ganzen zivilisierten Welt bloßzustellen, und die notwendig zum Mißerfolg führen müßten. Wer so urteilt, vergißt sich die Frage vorzulegen, warum die Polen die „barbarischen“ Maßregeln der preußischen Regierung eine ganze Weile ruhig ertragen haben, und zwar nicht mit dem verhaltenen Groll, der nur noch kein Mittel gefunden hat, einem verhassten Zwange zu ent-

gehn, sondern ohne jede Bedenken als etwas ganz Selbstverständliches — und warum der Widerstand, nicht spontan aus den Seelenregungen des Volks hervorbrechend, sondern kaltblütig organisiert und wie eine Rolle einstudiert, erst in dem Augenblick begann, als ihn eine internationale Georganisation im Hinblick auf die in Russisch-Polen erreichten Erfolge beschlossen hatte. Wenn man sich aber vor dem Urteil des Auslandes fürchtet — jenes Auslandes, das häufig mit fremdnationalen Minderheiten viel härter verfahren ist —, so zeigt sich auch darin eine merkwürdige Unkenntnis der Natur des Polentums und der wirklichen Lage sowie eine Naivität, die in Erstaunen setzen muß. Kann denn ein Mann mit offenen Augen und einigen bescheidenen Kenntnissen der geschichtlichen Entwicklung und der politischen Lage wirklich glauben, daß eine Nachgiebigkeit der preussischen Regierung in der Frage der Unterrichtssprache den Lügen der internationalen polnischen Propaganda und ihren Bemühungen zur Verhexion ein Ziel setzen und das Ausland veranlassen würde, über unser Verhältnis zu den Polen anders zu denken? In welcher Welt leben die Leute, die sich das treuherzig einbilden? Man sollte doch endlich begreifen, daß es nicht in unserm freien Willen liegt, ein freundliches Verhältnis zu den Polen herbeizuführen. Wir würden sie auch dann nicht zu Freunden haben, wenn wir unter Opferung unsrer nationalen Ehre und wichtiger Lebensinteressen des deutschen Volks alle ihre Wünsche erfüllten. Ein wiedererstandenes selbständiges Polenreich würde erst recht der Feind Deutschlands sein. Darum müssen wir verteidigen, was wir haben, und das Notwendige tun, auch wenn es den Unkundigen und Unverständigen in unserm eignen Volke mißfällt. Noch weniger aber können wir uns nach denen richten, die ohnehin unter dem Einfluß unsrer Feinde stehn, und zwar weniger aus Unkenntnis als aus Grundsatze.

Unter solchen Umständen ist es besonders dankenswert, daß die preussische Regierung ihre Festigkeit bewahrt hat. Sie hat die Haltung eingenommen, die bei der gegebenen Lage die einzig richtige war, denn sie war ganz auf den polnischen Charakter und die besondern Umstände berechnet. Sie bewahrte ihre Ruhe, ließ sich nicht zu besondern leidenschaftlichen Maßregeln hinreißen, vor allem nicht gegen die widerspenstigen Kinder, sie forderte aber mit unerbittlicher Festigkeit, was sie zur Aufrechterhaltung der bestehenden Gesetze und Verordnungen fordern mußte, und ließ die vollen Nachteile des Widerstands auf die schuldigen Eltern der streikenden Kinder fallen. Solcher ruhigen Energie ist die polnische Willenskraft nicht gewachsen. Das Flackerfeuer künstlich erregter Leidenschaft mußte wieder in sich zusammensinken. Und so stehn wir in der Tat vor dem Ende des Streiks, dessen Nutzlosigkeit jetzt auch seinen Urhebern klar zu werden beginnt. Bei der bekannten deutschen Neigung, selbst ein in der Hauptsache als richtig erkanntes Verfahren durch unzeitige Kritik zu stören, um so durch die Objektivität, Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit des Urteils zu glänzen, hat man sich darüber entrüstet, daß einzelne Schüler von Gymnasien entfernt wurden, weil ihre Geschwister bei dem Streik an einer Volksschule beteiligt waren. Bei einer oberflächlichen Beurteilung könnte es allerdings scheinen, als ob Unschuldige für die Verfehlungen ihrer Geschwister büßen müßten. In Wirklichkeit liegt die Sache doch etwas anders. Der Streik ist, wie gesagt, das wohlbedachte Werk einer national-polnischen Organisation, die als Veranlassung des Widerstands die angebliche „Gewissensnot“ der Eltern vorschiebt. Die Urheber des Streiks haben aber von vornherein dekretiert, daß diese „Gewissensnot“ nur auf den Volksschulen, nicht auf den höhern Schulen besteht. Denn nur durch die Volksschulen kann ein Druck auf den Staat ausgeübt werden, der ja für den Volksschulunterricht gesetzlich verantwortlich und dazu verpflichtet ist, während die Störung des Unterrichts an den

höhern Schulen ein Nachteil ist, der auf die Schüler und ihre Eltern allein fällt. So kommt es, daß Eltern, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren können, daß eins ihrer Kinder auf einer Volksschule deutschen Religionsunterricht erhält, denselben Gewissenszwang unbedenklich einem andern ihrer Kinder auferlegen, um ihm den Besuch einer höhern Schule zu ermöglichen. Man kann es dem Staat nicht verdenken, daß er dieses frivole und verlogne Spiel mit dem Begriff der Gewissenspflicht dadurch aufdeckt, daß er die Konsequenz zieht, die die Eltern eigentlich ziehen müßten, wenn ihre Gewissensbedenken ehrlich wären. Die Eltern, die einzelne ihrer Kinder gegen das Gebot von Pflicht und Obrigkeit zu Werkzeugen einer staatsfeindlichen Agitation hergeben, können nicht erwarten, daß der Staat die Augen zudrückt, wenn sie ihren andern Kindern Vorteile sichern wollen, die sie der Fürsorge des von ihnen bekämpften Staates verdanken. Es ist durchaus richtig, daß die Regierung sich hierin durch keine Sentimentalität beirren läßt.

Übrigens ist es nicht nur der polnische Schulstreik, der den Rücktritt des Herrn von Studt verzögern soll. Wohl mehr noch kommt dabei der Plan in Betracht, das Kultusministerium zu teilen. Der Bereich der Amtsgeschäfte ist für dieses Ministerium so gewaltig angeschwollen, daß die Beherrschung dieser Verwaltung eine Menschenkraft übersteigt. Schon längst ist angeregt worden, ein besonderes Unterrichtsministerium abzuweigen. Wenn es bisher noch nicht dazu gekommen ist, so liegt das zu einem Teil an der Schwierigkeit, die eine solche Teilung einer Zentralbehörde immer mit sich bringt, zum andern Teil und hauptsächlich aber an den Meinungsverschiedenheiten über die Art der Trennung. Konservativer Anschauung entspricht es, das Volksschulwesen in naher Verbindung mit den kirchlichen Angelegenheiten zu erhalten; der Liberalismus wünscht eine einheitliche Organisation und Verwaltung des gesamten Unterrichtswesens. Neuerdings beginnt die Einheit der Unterrichtsverwaltung auch den konservativen Kreisen als notwendig zu erscheinen. Es ist deshalb sehr leicht möglich, daß sich der Plan der Errichtung eines besondern Unterrichtsministeriums seiner Verwirklichung nähert. Man wird aber, um darüber ins Klare zu kommen und schlüssig zu werden, die geschäftliche Erfahrung des Ministers, in dessen Hand bisher die ganze Verwaltung gelegen hat, nicht entbehren wollen, und auch das ist wohl ein Grund, nicht allzu schnell zu einem Wechsel in der Person des Kultusministers zu schreiten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Betrachtungen über den neuesten Kurs der Reichspolitik und die innere Lage im Reich und in Preußen in derselben Weise fortgesetzt werden, wie sie nach der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 16. März begonnen wurden. Natürlich kommt dabei herzlich wenig heraus. Für den aufmerksamen Beobachter ist es interessant, auf was für Arten versucht wird, dem Fürsten Bülow Verlegenheiten zu bereiten oder ihm ein Bein zu stellen. Die Gegner des Reichskanzlers haben die früher beliebte Methode verlassen müssen, wonach sie ihn als einen geschickten „Handlanger“ darzustellen suchten, der politisch von der Hand in den Mund lebe, im Grunde wenig von Politik verstehe, lächelnd über Schwierigkeiten hinweggleite, ohne sie zu beseitigen und wirklich zu überwinden, und der sich nur durch das beständig gebrachte Opfer des Intellekts mühsam im Sattel halte. Diese Vorstellung ist nach der letzten Gestaltung der Lage nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die Gegner haben sich überzeugen müssen, daß Fürst Bülow durch planmäßiges und energisches Handeln nach dem Grundsatz: „Erst wagen, dann wagen!“ tatsächlich der Herr der Lage geworden ist, und auch seine vergangne Politik nicht mehr in dem Lichte gesehen werden kann, worin sie kurzsichtigen und übelwollenden Beurteilern erschien. Jetzt setzt man mit andern Methoden ein, wie sie auch Fürst Bismarck seinerzeit hat erfahren müssen, als

die offene politische Gegnerschaft nicht mehr an ihn heranreichte. In solchen kleinen Gefälligkeiten wird jetzt die Zentrums Presse nicht müde.

Mitunter kommen dabei recht seltsame Ansichten zutage. Früher liebte es ein Teil der Presse, zu behaupten, der Reichskanzler habe zwar eine gewisse diplomatische Routine, die ihm in der auswärtigen Politik zustatten komme, aber von innerer Politik verstehe er nichts. Jetzt muß man zugeben, daß er doch etwas davon versteht, und nun heißt es, er habe sich jetzt ganz ausschließlich auf die innere Politik geworfen; von der äußern habe er sich zurückgezogen und überlasse das dem Kaiser persönlich. Es liegt darin eine ganz nichtswürdige Insinuation, als habe sich der Kanzler von dem pflichttreuesten Monarchen, den man sich vorstellen kann, ein Feld selbständiger Tätigkeit erst erkaufen müssen, und als gäbe es ein Gebiet, auf dem der Kanzler den Monarchen nicht mit seiner Verantwortlichkeit decken wolle. Es ist recht schlau ausgedacht, in der Öffentlichkeit die Vorstellung zu erwecken, der Kanzler wolle eine selbstherrliche Rolle in der innern Politik spielen, während er insgeheim die Verantwortung für die äußere Politik dem Kaiser zuschiebe. Der Gedanke wird hier und da in einer Weise ausgesprochen, daß die Absicht, den Kaiser gegen den Fürsten Bülow einzunehmen, klar erkennbar wird. Ein solcher Versuch muß aber um so plumper und törichter erscheinen, als dieselben Leute früher immer über die Selbstherrlichkeit und das persönliche Regiment des Kaisers geklagt haben. Kaum machen sie die Erfahrung, daß der Reichskanzler wirklich der selbständige und zur Verantwortung bereite Staatsmann ist, nach dem sie immer gerufen haben, und der unter Wilhelm dem Zweiten angeblich unmöglich sein sollte, und kaum zeigt sich, daß der Kaiser in seinem Verhalten wirklich genau die Linie inne gehalten hat, die jene Mörgler einem konstitutionellen Fürsten gezogen wissen wollen, da sind sie auch schon bei der Hand mit der Verdächtigung, daß der Reichskanzler selbständiger sei, als sich mit dem Selbstbewußtsein des Monarchen vertrage. Ein perfides Spiel, das glücklicherweise zu leicht zu durchschauen ist, als daß es glücken könnte.

Man nimmt jetzt auch wieder die Kritik an der auswärtigen Politik des Reichs zu Hilfe, um die in der innern Politik erstarkte Stellung des Fürsten Bülow zu untergraben. Das gibt wieder — wie gewöhnlich, wenn die Beurteilung unsrer auswärtigen Politik in Frage steht — ein wenig erbauliches Schauspiel. Alles, was an Schwierigkeiten und Gefahren für uns in der Weltlage zu finden ist, wird auf Fehler unsrer Diplomatie und der Reichsleitung zurückgeführt. Als ob es jemals Zeiten gegeben hätte — auch unter Bismarck —, wo solche Gefahren nicht bestanden!

Wenn die Regierung ihrerseits durch die ihr zur Verfügung stehenden Organe die Übertreibungen und Anklagen auf ihr richtiges Maß zurückführt, so wird sie der Schönfärberei beschuldigt, und die Ankläger werfen sich in die Brust, um sich dem Lande als die allein Klarschauenden und Wahrheitsmutigen vorzustellen. Der Unfug einer unbesonnenen und ziellosen Kritik in auswärtigen Angelegenheiten, der eine Zeit lang etwas zurückgedrängt war, fängt an wieder emporzublühen. Wir hoffen aber, daß die nationalen Kreise — konservative und liberale — diesem schlechten Beispiel, das ihnen von der Spekulation auf eine alte deutsche Unart gegeben wird, nicht folgen werden. Die Sorge vor einer Isolierung Deutschlands in der europäischen Politik wird sehr oft übertrieben; so einfach und leicht, wie oft behauptet wird, ist das nicht zu machen. Aber sie kann einmal größere Berechtigung gewinnen, wenn wir nicht dem Ausland in stärkerem Maße als bisher den Eindruck größter nationaler Geschlossenheit und schweigenden Machtbewußtseins gewähren. Nicht mehr viele Wochen trennen uns von dem Zusammentritt der zweiten Haager Friedenskonferenz. Diese sogenannte „Friedens-

konferenz“ ist zurzeit das einzige Sturmwölkchen — wir betonen diese anscheinend paradoxe Behauptung —, das am politischen Horizont sichtbar ist. Wir müssen rechtzeitig darauf bedacht sein, daß es zerstreut wird, ohne für uns Schaden anzurichten.

Vom Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein. Am 19. und 20. November vorigen Jahres ist in Wien unter dem Vorzuge des Präsidenten des Obersten Rechnungshofes von Plener und dem Ehrenpräsidium des ungarischen Ministerpräsidenten Wekerle die erste Mitteleuropäische Wirtschaftskonferenz abgehalten worden. Aus Deutschland war unter andern der Landrat a. D. Roetger, Vorsitzender des Direktoriums der Firma Krupp in Essen, erschienen. Auch die Schweiz war vertreten. Ein „vorläufiger Bericht“ über die Verhandlungen ist bei Wilh. Gottl. Korn in Breslau gedruckt worden. Außerdem hat der um die Gründung und Leitung des Vereins verdiente Professor Dr. Julius Wolf im Januarheft seiner Zeitschrift für Sozialwissenschaft (Leipzig, A. Deichert Nachf.) darüber berichtet. Dr. Ernst Edler von Plener konstatierte in der Eröffnungsrede, daß die gemeinsame Abwehr gegen die wirtschaftliche Übermacht der Vereinigten Staaten, die bei der Gründung des Vereins im Vordergrunde gestanden habe, jetzt, nach Erhöhung des Zollschutzes der mitteleuropäischen Staaten, vorläufig weniger wichtig erscheine. Aber die Abschließung der Staaten gegeneinander durch Schutzzölle habe die riesige Zunahme des Außenhandels nicht hemmen können, und daraus erwüchsen dem Verein neue Aufgaben. Derselbe Handel, der die Bürde der neuen Zolltarife auf sich genommen habe, trachte dennoch nach Ausdehnung seines Verkehrs, nach freierer Bewegung, nach Erleichterung und Vereinfachung der Verkehrshindernisse, nach internationalen Regelungen, wie sie der Post, dem Telegraphen, teilweise auch dem Eisenbahnwesen zuteil geworden seien. Julius Wolf entwarf das „wirtschaftliche Weltbild unsrer Tage“. Der ungeheure Aufschwung der Vereinigten Staaten werde von der herrschenden republikanischen Partei auf den Hochschutzzoll und die Trusts zurückgeführt. Aber auch das freihändlerische England und die Staaten, die keine Trusts haben, erfreuten sich eines guten Geschäftsgangs. Dieser sei den reichen Ernten der letzten Jahre zu verdanken und der steigenden Produktivität der Arbeit, die die Massen der gewerblichen Bevölkerung in den Stand setze, diese Ernten voll aufzunehmen und gut zu bezahlen. Als bedenklich seien im Auge zu behalten: außer dem immerhin noch bestehenden Druck, den der Hochschutzzoll der Vereinigten Staaten ausübe, der britische Imperialismus, der im Streben nach einem Zollbunde des Mutterlandes mit den Kolonien schon Erfolge zu verzeichnen habe (Kanada, Südafrika und Neuseeland haben England Vorzugszölle bewilligt), und der Panamerikanismus, der Mexiko und Südamerika, den entwicklungsfähigsten Markt der Welt, in wirtschaftliche Abhängigkeit von der großen Union zu bringen suche. Unter diesen Umständen vermöchten die mitteleuropäischen Staaten durch engen Zusammenschluß nach außen und nach innen Wertvolles zu leisten. „Nicht Zollunion, denn das ist Utopie, aber gegenseitige Handreichung, insbesondere wo der Einfluß des Einzelstehenden versagt“, sei zu erstreben. Es wurde über folgende Mittel zur Erleichterung des Verkehrs beraten: 1. Zollschiedsgerichte; 2. Internationaler Giroverkehr, zunächst zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn; 3. Ausgestaltung der Fernsprecheverbindungen im preussisch-schlesischen, österreichisch-schlesischen und mährischen Bezirk; 4. gemeinsame Normen für die Beaufsichtigung privater Versicherungsanstalten; 5. Zollverfahren der Vereinigten Staaten von Amerika; 6. Vereinfachung der Formalitäten bei der Warenein- und -ausfuhr; 7. Unifizierung des Privatrechts der Binnenschifffahrt unter be-

sondner Berücksichtigung der Elbe. In Beziehung auf den ersten Punkt wurde hervorgehoben, daß die besten und detaillertesten Bestimmungen nichts nützen, wenn sie willkürlich interpretiert werden. Italien hat die Schiedsgerichte angeregt, Deutschland nach längerem Sträuben darein gewilligt. Sollte das Institut wirksam werden, so müsse in erster Instanz eine einzelne Person entscheiden, der Chef des Zolldepartements eines dritten Vertragsstaats. Zum 6. Punkt wird unter anderm beschlossen, dahin zu wirken, daß der Postverkehr von jeder Zollkontrolle zu befreien sei. (Da wird also hoffentlich recht bald der Un Sinn aufhören, daß man bei Zurücksendung eines geliehenen Buches über die Grenze drei Zolldeklarationen über die „durch die Post versendeten Kaufmannswaren“ ausstellen muß.) Im internationalen Giroverkehr sieht man, von andern Vorteilen abgesehen, ein Mittel gegen die Geldknappheit, die meist nur eine Wirkung der gehemmten Zirkulation der Barbestände sei. Geheimer Hofrat Dr. Felix Hecht (Berlin-Mannheim) meint, die Schwierigkeit der Valutadifferenz werde zu überwinden sein; Trägerinnen des Giroverkehrs zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn müßten zwei einwandfreie Institute sein: die Deutsche Reichsbank und die Österreichisch-Ungarische Bank. Professor Wolf erinnert in seiner Zeitschrift auch an den politischen Nutzen, den die Wirksamkeit des Vereins, schon die freundschaftliche Beratung einflußreicher Männer verschiedner Staaten über gemeinsame Regelung von Verkehrsangelegenheiten haben müsse. Die Ansicht Bismarcks, daß sich politische Freundschaft mit wirtschaftlicher Fehde ganz gut vertrage, habe sich gerade in dem Falle, wo sie ausgesprochen wurde, als falsch erwiesen; Rußland habe sich Frankreich zugewandt. C. J.

Utopismus und soziale Praxis. Über die Staatsromane und Utopien ist in den letzten Jahrzehnten öfter berichtet worden, unter anderm von dem Verfasser der in Grunows Verlag erschienenen Schlaraffia Politica. Professor Dr. Andreas Voigt gibt nun (Leipzig, G. F. Göschen, 1906) unter dem Titel Die sozialen Utopien fünf Vorträge heraus, nicht um mehrfach Dargestelltes noch einmal darzustellen, sondern um an einigen Beispielen die Psychologie des Utopismus klar zu machen. Er bemerkt ganz richtig, daß unsre heutigen Utopisten, unter denen die Marxisten die zahlreichsten sind, ihren Ausführungen zwar manches Wissenschaftliche beimischen, daß aber ihr Utopismus selbst so wenig wissenschaftlich ist und sein kann wie irgendein früherer, weil eben der Utopismus an sich Glaubens- und Willenssache ist, Erzeugnis einer eigentümlichen Gemütsart. Es gibt Leute, die von Natur soziale Idealisten, und solche, die von Natur soziale Realisten sind. Jene glauben, daß ein absolut vollkommener Gesellschaftszustand geschaffen, das Paradies durch Änderung der Institutionen, ohne Änderung der Menschen, hergestellt werden könne, und wenn sie zugleich glauben, daß die Erreichung dieses Ziels unmittelbar bevorstehe, dann sind sie echte Utopisten. Die Realisten nehmen die Welt hin, wie sie ist, mit ihren nicht zu beseitigenden Unvollkommenheiten, entweder als für ihre Person saturierte oder als resignierte oder als religiöse Menschen. Die religiösen verbinden mit dem sozialen Realismus den ethisch-religiösen Idealismus. Sie glauben, daß es außer dieser materiellen Welt noch eine geistige Welt gebe, für die alles Materielle nur Mittel ist, daß die Übel dieser Welt ebenso wie ihre Güter, je nachdem man sie gebraucht, der Seele zum Heile dienen oder schaden können, und daß dasselbe von den gesellschaftlichen Übeln und Reformen gilt. Die Utopisten sind entweder Willensmenschen oder wenig energisch. Jene stellen sich den vollkommenen Staat als eine Zwangsanstalt vor, in der alle Güter einschließlich der Gerechtigkeit den Bürgern von einer Zentralbehörde zugeteilt werden; sich selbst denkt ein solcher natürlich als Mitglied oder

(1906 II. 1. Aufl. 1906)

Vorsteher dieser Zentralleitung. Von dieser Art ist Platos Staat. Voigt erinnert daran, daß Plato, dessen leidenschaftliche Liebe zur Schönheit aus seinen Dialogen hervorleuchtet, um der Jugend willen die Künste in so enge Schranken weist und sogar den guten Homer so stark beschneiden will, wie es heute kein Roeren verlangt. Wenn nun heute ein westfälischer Rektor der allgemeinen Verachtung preisgegeben werde, weil er Schillers Räuber für keine geeignete Tertianerlektüre hält, so scheine doch unsre Gleichgiltigkeit gegen die moralische Wirkung der Kunst nicht in Hochschätzung sondern in Geringschätzung zu wurzeln. „Wir trauen der Kunst überhaupt keine starken, weder gute noch üble Wirkungen zu. Sittliche Erziehung durch Kunst ist uns ein fremder Begriff geworden.“ Die sanften Utopisten, die fühlen, daß sie in einer Zwangsanstalt nicht zu den Leitern gehören, sondern unter die Räder kommen würden, wollen gar keine Regierung, werden Anarchisten.

Der Religion, und zwar der christlichen, hat Voigt, wie oben angedeutet wurde, die richtige Stellung angewiesen gegenüber dem Utopismus und der Sozialdemokratie. Mit vollem Recht weist er auch die heute ziemlich weit verbreitete Meinung, das Christentum sei ursprünglich eine Proletarierbewegung gewesen, und die Urkirche habe dem Kommunismus gehuldigt, ganz entschieden zurück. Aber aus dieser richtigen Auffassung zieht er eine Folgerung, die zu weit geht. Er bekämpft — dieses noch mit Recht — den Gegensatz: Hie Kampf ums Dasein, hie christliche Sozialpolitik! In der Tat, das Christentum will den Kräfte weckenden Kampf ums Dasein nicht beseitigen, will nicht die Schwachen künstlich aufpäppeln auf Kosten der Starken, und Niezsche hatte Unrecht, das dem Christentum vorzuwerfen. „Was das Christentum behauptet, ist allein, daß der Ausgang des Kampfes nicht maßgebend sei für den innern Wert eines Menschen, wie es die Anschauung des Atertums gewesen war. Es kann ein Mensch im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kampfe unterliegen und doch in Beziehung auf die Eigenschaften, nach denen wir den Menschen vor allem bewerten müssen, höher stehn als die glänzendsten Sieger. In dieser Gleichgiltigkeit gegen den Daseinskampf und seine Ergebnisse liegt eben jene Umwertung der Werte, die das Christentum entschiedner als eine andre Religion vor oder nach ihm vorgenommen hat.“ Daß der Christ den Menschen nicht nach seinem Erfolg im äußern Daseinskampf zu bewerten hat, ist richtig, aber daß er diesem Kampfe und seinem Ausgange gleichgiltig gegenüber stehe, ist falsch. Die Niederlage in diesem Kampfe bedeutet für Millionen zugleich die Vernichtung des innern Wertes, den Verlust dessen, was in der Kirchensprache das Seelenheil heißt, bedeutet das für die Unterliegenden selbst und für ihre Nachkommen. Die viel tausend Kinder, die in der Londoner Gasse zur Welt kommen, haben keine innere, geistige Welt, können irgendwelche ethische, intellektuelle, ästhetische Werte nicht erlangen. Gerade darin, daß solchen, die sich selbst nicht helfen können, hilfreiche Hände entgegengestreckt werden, bis sie sich selbst helfen können, hat man von jeher einen Hauptvorzug des Christentums vor der antiken Religion und Philosophie gesehen. Hausrath, der in der Welt der Urkirche zu Hause ist wie kaum ein anderer Mensch unsrer Tage, schreibt am Schluß seiner Neutestamentlichen Zeitgeschichte: „Die alte Geschichte der Menschheit begann mit Kains Wort: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid.“ Und wenn die Starken im Kampfe ums Dasein zu Verbrechern werden, wie es nach dem Urteil der öffentlichen Meinung in Nordamerika und des Präsidenten der Vereinigten Staaten die Trüstkönige geworden sind, sollen da die Diener des Evangeliums schweigen? Wie kann man dann noch von ihnen verlangen, daß sie den gewöhnlichen Diebstahl und Betrug Sünde nennen?

Beleuchten wir die Frage mit einer praktischen Erfahrung! In Dresden hat sich eine Anzahl edler Männer zusammengefunden, die sich sagten: Das normale Leben verläuft in abwechselnder Arbeit und Erholung. Wie ohne Arbeit keine richtige Erholung, so gibt es auch ohne Erholung auf die Dauer keine gute und tüchtige Arbeit. Darum ist auch die Erholung Pflicht; soll sie aber ihren Zweck erfüllen, so muß es eine unschuldige, anständige, edle Erholung sein. Solche ist aber dem großstädtischen Lohnarbeiter entweder gar nicht zugänglich oder zu teuer für ihn. Er hat nichts als die Kneipe und im Sommer allenfalls einen Biergarten. Außerdem manchmal das Variététheater. Sollen wir dem Arbeiter sagen: Du brauchst dir ja nur im Kampfe ums Dasein 6000 Mark Einkommen zu erobern; dann hast du ein gemütliches Heim, Theater, Konzert und das übrige? Das wäre ungefähr so, wie wenn bei einem Schiffbruch die Leute auf dem Lande den Untergehenden zuriefen: Schwimmt nur ans Ufer! Wer's nicht kann, nun, der muß eben ertrinken. Die Dresdner Männer haben so nicht gesprochen, sondern einen Verein gegründet, Volkshäuser gebaut, dessen Besuchern Geselligkeit, bildende Unterhaltungen, Fortbildungsmittel, wohlfeile Mahlzeiten geboten, Mädchen- und Lehrstube eingerichtet, Kinderwaldfahrten und Jugendspiele veranstaltet und so viel tausend Menschen erfreut, erquickt und veredelt. Möglicherweise sind diese Wohltäter gar keine gläubigen Christen, aber es steht doch fest, daß ohne das Christentum diese Art Humanität, dieses Gefühl der Verpflichtung für wildfremde Menschen nicht vorhanden sein würde. Der Verein wird vielfach um Auskunft und Rat angegangen von solchen, die ähnliches unternehmen möchten. Darum hat er (Dresden, in Kommission bei D. B. Böhmert, 1906) eine Schrift herausgegeben, die die Geschichte des Vereins erzählt und über alle seine einzelnen Stiftungen, Anstalten und Einrichtungen ausführlich berichtet: Volkswohlfahrt und Volksgeselligkeit nach den Erfahrungen des Dresdner Vereins Volkswohl. Die Schrift wird allen Bürgern von Großstädten, die sich gemeinnützig betätigen wollen, hochwillkommen sein.

Wir fügen noch ein paar Titel von Büchern volkswirtschaftlichen Inhalts an, für deren Besprechung der Raum fehlt. Grundriß der Volkswirtschaftslehre, nach Hugo Schöber neu bearbeitet von Dr. Ed. D. Schulze, Professor an der Handelsakademie St. Gallen. Sechste Auflage. Leipzig, J. F. Weber, 1905. — Der Staat als Schuldner. Fünf Vorträge über das Staatsschuldenwesen von Dr. Leon Zeitlein. Mit einer Tabellenbeilage. Tübingen, H. Laupp, 1906. — Thünen-Archiv. Organ für exakte Wirtschaftsforschung, herausgegeben von Dr. Richard Ehrenberg, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock. Jena, Gustav Fischer, 1906. Das vorliegende fünfte Heft des ersten Jahrgangs enthält: Die Bedeutung des Aufsichtsrats für die Aktiengesellschaften von Dr. Richard Passow; das „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag“ im landwirtschaftlichen Betriebe von Dr. F. Waterstradt; Kreditgenossenschaftliche Probleme von Dr. Richard Ehlers.

Militärlexikon. Von dem Militärlexikon des Oberstleutnants Frobenius ist kürzlich das Ergänzungsheft III erschienen. Der Verfasser spricht in der Vorrede dazu vom 4. November 1906 seinen Mitarbeitern wieder den besten Dank aus. Er selbst verdient aber den besten Dank derer, die sich über unsere heutigen Militär- und Flottenverhältnisse unterrichten wollen, seien es nun Offiziere oder Zivilisten, in hohem Maße. Das neue Heft enthält wesentliche Ergänzungen auf dem Gebiete des Waffenwesens, sowohl über neue Geschütze wie über neue Handfeuerwaffen, zum Beispiel auch über die Selbstlader. Ferner hat die

Kriegsgeschichte durch die Beschreibung der neuern Kriege, insbesondere des russisch-japanischen Krieges (1904/05), mit ausführlichen Karten, durch die Einfügung des serbisch-bulgarischen Krieges von 1885, in dem sich der später so unglückliche Prinz Alexander von Battenberg als Fürst von Bulgarien auszeichnete, und durch die Aufnahme einer großen Zahl von Gefechten aus frühern Kriegen wesentlich gewonnen. Auch die Selbstfahrer (Automobile) und ihre Verwendung im Militärdienste sind ausführlich behandelt, ebenso ist die weitere Entwicklung der Telegraphie ohne Draht dargestellt worden. Die Organisation der großen Kriegsflootten, insbesondere die so wichtige Neuorganisation der englischen Flotte, hat eine ausführliche Beschreibung gefunden, und auch dem Heerwesen im allgemeinen ist große Aufmerksamkeit zugewandt. So findet man das neue Offizierpensionsgesetz ausführlich dargestellt.

Ich kann also auch jetzt, wie schon 1904, dieses Ergänzungsheft allen empfehlen, die in unserm Kriegswesen zu Lande und zu Wasser beschäftigt sind, oder die sich darüber zu unterrichten wünschen. C. v. H.

Aus dem deutschen Osten. Fünf Künstlersteinzeichnungen von A. Wendrat. Mit einem Vorwort von Dr. Käthe Schirmacher. Fünf Blätter in Mappe 12 Mark. Einzelne Blätter 2 Mark 50 Pfennige, gerahmt unter Glas 5 bis 7 Mark. Leipzig, B. G. Teubner, 1906.

Die Ostmark ist reich an charakteristischen und kunstgeschichtlich wichtigen Monumentalbauten; von diesen führt uns der Künstler in stimmungsvollen farbigen Zeichnungen fünf besonders interessante vor: die Marienkirche in Danzig, die Marienburg, die Burg von Marienwerder, die Ruine der Ordensburg Rheden und die Jakobikirche in Thorn. Diese Bauten sind vortreffliche Beispiele des von den Ordensrittern geschaffenen gotischen Backsteinstils mit seinen zierlichen Ziegelornamenten, den spitzen Fenstern, den hohen Gewölben, den einsäuligen Kemtern und den mächtigen Türmen. Das wirkungsvollste Bild ist das der Danziger Marienkirche mit dem Blick in die altertümliche Topengasse im schneeigen Wintergewand; der imponierende Bau der Kirche schließt die mit charakteristischen Weichslagen versehene Gasse ungemein malerisch ab. Sehr stimmungsvoll ist das Bild der Ruine Rheden, über deren zerfallenen Mauern und Türmen die vom Sturm gepelzten Wolken dahinziehen; auch die Burg in Marienwerder gibt die eigentümlichen Züge des Ordensstils, besonders in der Dacharchitektur, vortrefflich wieder. Dagegen wirkt das Hochmeisterschloß Marienburg durch die langgestreckten, in ziegelroter Farbe leuchtenden Bauten, deren Reflexe auch aus der vorbeifließenden Weichsel aufschimmern, etwas kalt und einförmig; hier hätte der Künstler einen andern Standpunkt wählen müssen. Dagegen ist die in Herbstbeleuchtung dargestellte Jakobikirche in Thorn ein feines Architekturbild. Man hätte über die Geschichte und kunsthistorische Bedeutung dieser Bauten, namentlich der Ruine Rheden, gern im Vorwort etwas Näheres erfahren, aber leider beschränkt sich die Verfasserin nur auf einen kurzen Bericht über die Geschichte der Ostmark; sollen diese farbigen Steinzeichnungen auch für den Unterricht verwertet werden, dann sind orientierende Bemerkungen über die Bedeutung dieser Bauten unbedingt notwendig.

Eine neue Beowulf-Übersetzung. Ein besonderer Ruhm der deutschen Sprache ist ihre Fähigkeit, sich fremden Zungen anzupassen, und ihre damit gegebene vorzügliche Eignung zu Übersetzungen. Es wird wenig Werke der Weltliteratur geben, die nicht in einer Weise ins Deutsche übertragen wären, daß die Umdichtung der Urschrift so nahe wie überhaupt nur möglich kommt. Auch in bezug auf die Kunst

der Übersetzung haben die Anschauungen und Ansprüche gewechselt: zwei Schulen stehen hauptsächlich in Frage, die man mit einer leichten Umbiegung der Begriffe nach Bishers Klassifizierung der Faustinterpreten als die der Stoff- und der Sinnhuber bezeichnen könnte. Die einen legen einen besondern Wert darauf, die äußere stoffliche Form einer Dichtung möglichst genau wiederzugeben, wie dies bei den griechischen Dichtungen zum Beispiel Voß, Droysen, Donner getan haben. Den andern ist die Wiedergabe des Wortes und Gedankens in einer dem heutigen ästhetischen Empfinden gerechten Ausdrucksweise die Hauptsache; so den neuesten Meistern: Wlławowicz, Hubatsch. Zweifellos hat die Übersetzung die höchste Vollendung, die beide Ziele zugleich erreicht, indem sie unter zwangloser Bewahrung der gegebenen Form den Sinn der Urschrift zum vollen Ausdruck bringt. Da diese Befriedigung aller Ansprüche meist unmöglich sein wird, so bietet die Wertung einer Übersetzung je nach der Bevorzugung des einen oder andern Prinzips oft recht reizvolle Probleme des Geschmacks.

Es wird vielleicht nicht allseitig zur Genüge gewürdigt, wie gut die altgermanischen Kunstformen auch heute noch unsrer Sprache stehn. Es liegt eine Kraft und Schönheit in ihnen, die nach einer Wiederbelebung geradezu verlangt, und die in ihrer großartigen Einfachheit uns Modernen jedenfalls viel wohlgefälliger anmutet als etwa die äußerlich weit kunstvollern Weisen Walters oder gar der spätern Minne- und der Meistersinger. Bisher freilich waren uns Heutigen, die wir ja leider die ältesten Denkmäler der Schaffenskunst unsrer Ahnen nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt zu genießen vermögen, Betrachtungen dieser Art durch die uns zu Gebote stehenden Übersetzungen nicht eben leicht gemacht: Edda und Nibelungenlied, Heliand und Beowulf lagen uns in Nachdichtungen vor, die bei aller Anerkennung vor der philologischen Arbeit als solcher doch das poetische Gefühl, das schon die bloßen Namen in uns erwecken, nicht befriedigten. Mancher, der mit verlangender Seele an diese Heiligtümer herantrat, wird mit schmerzlicher Enttäuschung — zwar im stillen aus Achtung vor der Person des Übersetzers und seiner Mühewaltung — doch darum nicht minder lebhaft bei sich empfunden haben, was ein großer Forscher von dem bekanntesten und bisher so gut wie allein in Betracht kommenden Erneuerer altgermanischer Dichtung aussprach: er tilge mit unbarmherziger Hand die Schönheiten seiner Vorlage.

Dem ist nun endlich abgeholfen, und es ist eine freundliche Zügung, daß in den Tagen, wo Meister wie die obengenannten die Schätze der antiken Literatur in zeitgemäßer Form wiederbeleben, auch unsers Stammes älteste Kunstdenkmäler dem Geschmack der Enkel aufs neue näher gebracht werden. Hugo Gering, Professor der germanistischen Wissenschaft an der Universität Kiel, hat schon vor mehreren Jahren in Meyers Klassikerausgaben eine Übertragung der Edda veröffentlicht, die vielen wohl zum erstenmal einen Einblick in die eigentümliche Schönheit der Welt der Nornen und Walküren eröffnete, und die denn auch — abgesehen von den Fachzeitschriften — in der Tagespresse lebhafteste Anerkennung fand. Diesem großen Werk ist jetzt eine Übersetzung des Beowulf gefolgt, die wiederum einem Stück germanischer Heldenpoesie den gebührenden schönen und modernen Ausdruck verleiht. Es ist nicht mehr die Zeit der Götter und göttergezeugten Helden, in die wir geführt werden; ein angelsächsischer Geistlicher singt von dem Necken aus dänischem Königsblut, und mit den zugrunde liegenden christlichen Anschauungen mischen sich felsenam übrig gebliebne Vorstellungen des Heidentums. Das Gedicht, bekanntlich das älteste Epos der Germanen, das wir ganz besitzen, mutet uns zuweilen sonderbar, wohl gar ungefüge an; es ist ja nicht eigentlich ein „klassisches Werk“, ein „Gipfel der Kunst“. Aber wer sich ein wenig von dem heldenhaften, kampfesfreudigen Sinn

der Ahnen bewahrt hat, wird doch mit immer zunehmender Teilnahme den kühnen „Geaten“ auf seiner Ruhmesbahn geleiten, bis endlich das Lied fast wörtlich wie der Schluß des Heldenliedes von den Kämpfen im Tale des Skamander ausklingt:

So klagten jammern die Krieger der Jüten  
Um des Brotherrn Heimgang, die Bantgenossen,  
Der am höchsten stand von den Herrschern der Erde  
Als gütigster Geber, als gnädigster Fürst,  
Der rastlos bestrebt war, den Ruhm zu mehren.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, den Gelehrten zu rühmen, dem wir diese Neubelebung eines köstlichen Altertums unsers Volkes verdanken, nicht soll im einzelnen die Sorgfalt der erklärenden Nachweise und Anmerkungen in Einleitung und Anhang gelobt werden. Am der dichterischen Schönheit der Nachdichtung willen, die die uralte Form der alliterierenden Verse mit vollkommenem Wohlklang füllt, sei dieses Buch den Deutschen empfohlen. Alle Reize der Urschrift gelangen zu stimmungsvollem Ausdruck: die wilde Poesie blutigen Schlachtens wie das freudige Treiben in der Weinhalle des Fürsten, der merkwürdige Staldbrauch der Ersetzung alltäglicher Begriffe durch poetische Umschreibungen — zum Beispiel Schwert durch Schlachtenflamme — und vor allem die leise Wehmut, die über zahlreichen Stellen schwebt wie eine der nordischen Nebellandschaft abgelassene Stimmung, ein Schatten, den der Tod des Helden vorauswirft, oder nach des Übersetzers ergreifender Deutung: eine Ahnung von dem frühen Untergang des edeln Sachsenstammes.

Gesellschaftsreisen zum Besuch der ostafrikanischen Kolonien. Das große Interesse, das den kolonialen Angelegenheiten jetzt von allen Seiten entgegengebracht wird, hat das Reisebureau der Hamburg-Amerika-Linie veranlaßt, seine Unternehmungen auf den Besuch der Kolonien auszudehnen und zunächst nach Deutsch-Ostafrika Gesellschaftsreisen zu veranstalten.

Es hat sich bei den Vorbereitungen zu dem neuen Unternehmen des besondern Entgegenkommens der Deutschen Kolonialgesellschaft zu erfreuen gehabt, wie auch die Deutsche Ostafrika-Linie in Hamburg, mit deren Dampfern die Fahrt nach Ostafrika ausgeführt werden soll, für die Teilnehmer dieser neuen Reisen die günstigsten Bedingungen zugesichert hat.

Das Reisebureau der Hamburg-Amerika-Linie hat sich entschlossen, auf Grund der von einem eigens zu diesem Zweck entsandten Beamten gemachten Erfahrungen seine Veranstaltungen nach Ostafrika im nächsten Herbst zu beginnen und die erste Reise Anfang September anzutreten. Diese soll etwa zweieinhalb Monate dauern, sodaß die Reisenden Mitte November wieder nach Deutschland zurückkehren.

Der Preis für jeden Teilnehmer, einschließlichs aller Ausflüge, Verpflegung usw., wird voraussichtlich 3500 Mark betragen.

Die Reisetour führt von Berlin nach Neapel, von dort zunächst nach Dar-es-Salam, wo ein Aufenthalt von drei bis vier Tagen genommen wird, während dessen ein Ausflug mit der Morogorobahn bis nach Rubu gemacht wird.

Die Provinz Usugara, mit der die Reisenden bei dieser Tour bekannt gemacht werden, ist ein schönes Gebirgsland mit reicher Vegetation und einer in der ersten Entwicklung begriffenen Kultur. Die Bevölkerung dieses Landstrichs sind die Suaheli, ein kräftiger, großer schwarzer Menschengeschlag, bei dessen Negertypus der arabische Einfluß deutlich zu bemerken ist. Von Dar-es-Salam geht es weiter nach Sansibar, wo fünf bis sechs Tage Aufenthalt genommen wird, während dessen die Stadt mit ihren interessanten Bauten besichtigt, und Ausflüge in Wagen nach Schukwani und

mit der Bahn nach Bububu unternommen werden. Hier bekommt man ausgedehnte Gewürznelkenplantagen zu sehen.

Ein weiterer Ausflug von Sansibar wird mit Dampfer nach den Mangapanihöhlen in den großen Korallenfelsen an der Meeresküste unternommen, bei dem man Gelegenheit hat, die große landschaftliche Schönheit von Sansibar zu bewundern. Zu Schiff geht es weiter nach Tanga, von wo aus nach eintägigem Aufenthalt ein Ausflug nach Romani unternommen wird, wo die großen Siga-Tropfsteinhöhlen liegen. Außerdem sind hier die großen Agavenplantagen von Interesse. Weiter mit der Bahn nach Sigi, durch das herrliche Gebirgsland von Ujambara. Die nun folgende Tour ist eine der schönsten in ganz Ostafrika; sie wird zum Teil in ganz kurzen Märschen zu Fuß, zum Teil per Maulesel zurückgelegt. Sie führt über Amani, die Prinz-Albrechtplantage, Nyussi nach Mombo und weiter nach dem 1500 Meter hoch gelegnen Wilhelmstal, durch den Schumewald bis zur Hermannsplatte, gegenüber dem hier in seiner vollen Pracht sichtbaren Kilimandscharo, dessen mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel (6010 Meter) sich scharf gegen den blauen Himmel abhebt. Dann geht es zurück über Wilhelmstal nach Mombo und weiter mit der Bahn nach Kiuhuhwi und Kwafungu nach den Panganifällen und zurück über Lewa (älteste Kautschukplantage in Afrika) nach Muheza, wo wieder die Bahn zur Rückfahrt nach Tanga benutzt wird. Die großartige Vegetation von Ujambara wird nur von wenig Gegenden der Welt übertroffen. Die ausgedehnten Urwälder enthalten zahllose Riesenbäume, die bis zu 100 Meter hoch werden. Gewaltige Zedern mit Stämmen bis zu  $1\frac{1}{2}$  Meter Durchmesser, 40 Meter hohe Oliven und viele sogenannte Kulissenbäume, deren eigentümlich geformte Stämme sich von allen andern bekannten Baumarten unterscheiden. Von Tanga geht die Reise dann weiter mit Dampfer nach Mombassa, wo der letzte Ausflug in Ostafrika mit der englischen Ugandabahn bis zum Viktoria-Nyanzasee unternommen wird. Dieser gewaltige See, der eine Länge von etwa 600 Kilometern und eine Breite von etwa 400 Kilometern hat, und dessen Ufer teilweise mit hohen Gebirgen besetzt sind, wird mit einem Dampfer der Bahngesellschaft befahren. Die ganze Bahnstrecke ist durch großen Wildreichtum ausgezeichnet, da jede Jagd auf fünf englische Meilen nördlich und südlich von der Bahn verboten ist. Das Wild nutzt diese Bergünstigung außerordentlich aus, und es bietet sich den Reisenden von der Bahn aus das Schauspiel großer Zebra-, Büffel- und Antilopenherden. Am See findet man häufig Nilpferde. Bei der Dampferfahrt wird auch den Nilquellen und den Niponfällen ein Besuch abgestattet. Die Rückreise von Mombassa wird wieder mit der Deutschen Ostafrika-Linie bis nach Neapel zurückgelegt, von wo aus sich die Reisegesellschaft nach den verschiedenen Wohnorten der einzelnen Teilnehmer zerstreut.

Der Name und das Ansehen des Reisebureaus der Hamburg-Amerika-Linie bürgen dafür, daß bei der Reise alles aufgeboten werden wird, den Teilnehmern eine genufreiche und interessante Reise zu sichern. Vor allem aber werden die Reisen nach Deutsch-Ostafrika, denen sich sehr bald noch weitere Touren nach den andern Kolonien anschließen werden, dazu dienen, unsre Kolonien, die leider noch so vielen unsrer Landsleute terrae incognitae sind, bekannter zu machen.

